

umfassenden Agrarreform beträchtliche Mittel erfordert, über die der chilenische Fiskus gegenwärtig nicht verfügt. Zwar hofft die chilenische Regierung, daß ihr ein Teil der dafür benötigten Mittel als Entwicklungsbeihilfen aus dem Fonds des „Bündnisses für den Fortschritt“ gewährt werden, doch wird sie auch auf das einheimische Privatkapital – die Rückwanderung des ins Ausland infolge der Inflation geflohenen Kapitals durch Währungsstabilisierung ist dafür entscheidend – zurückgreifen und sich an die Opferfreudigkeit des chilenischen Volkes wenden müssen. Denn private Fremdkapitalien wird sie für die Reform und Weiterentwicklung der chilenischen Landwirtschaft kaum erhalten, weil sich diese bekanntlich vor derart langfristigen Investitionen in einem Wirtschaftszweig, der erfahrungsgemäß erst nach Jahrzehnten und auch dann nur geringfügige Dividenden abwirft, scheuen. Deshalb ist es auch verfrüht, schon jetzt die Erfolgsaussichten der chilenischen Bodenreform abzuwägen. Man kann nur hoffen, daß sie so, wie das Gesetz es vorsieht, durchgeführt wird, auch wenn dabei nicht alle Ziele der noch aufzustellenden regionalen Reformpläne erreicht werden. Denn damit wäre schon viel erreicht, weil die beabsichtigte Flurbereinigung zwangsläufig zur erhofften Strukturveränderung der chilenischen Gesellschaft und Wirtschaft führen wird.

## Bei den Mönchen vom Berge Athos

Zur Jahrtausendfeier 963-1963

Jean Décarreaux

Es gibt nur eine Art, den Berg Athos kennenzulernen, und das ist nicht die Lektüre. Sie kann uns zwar auf den Geschmack bringen, doch sie erfüllt zugleich die Phantasie mit falschen Bildern. Selbst das Segelboot, das man in Saloniki mieten kann, genügt dazu nicht. Es legt nur für kurze Augenblicke an den kleinen Häfen und Klöstern an, doch diese Kontakte bleiben zu flüchtig und zu äußerlich. Den Athos begreift nur, wer ihm mit der Seele eines Pilgers naht, ja soweit möglich, mit der Seele eines mittelalterlichen Pilgers. Wenn ihn einer aber so betritt, ohne Vorurteil und einfach mit offener Seele, dann hat der Athos meist leichtes Spiel, die Sympathie des Besuchers zu gewinnen. Mit den Mönchen leben, an ihren Gottesdiensten teilnehmen, der Weisheit ihrer Erfahrung lauschen, das heißt wahrhaftig die uns vertraute Welt hinter sich lassen und ein Land voller Wunder be-

treten und dahinter das Mysterium erahnen. Während der heutige Mensch alles darauf ablegt, Gott und seinem Blick auszuweichen, atmet der Mensch des Athos eine Luft, in der die Nähe des Göttlichen geradezu spürbar ist.

Will der Fremde daran Anteil gewinnen, dann muß er den Preis kennen, den er dafür zu zahlen hat. Die Saumpfade auf dem Athos bieten zwar eine Fährte; aber sie sind holperig, steil und ermüdend wie die Pfade der Tugend. Die Kost ist durchweg fleischlos; sie wird fast immer kalt serviert und schwimmt in einem rohen Öl, das den Augen und der Nase zusetzt, ehe es den Magen durcheinanderbringt. Einzig die Früchte sind schmackhaft; aber sie geben nicht genug Kraft für die Strapazen der ständigen Märsche. In Betten schlafen, deren wesentlichsten und saubersten Teil die Bretter bilden (den Bettlaken sieht man gelegentlich an, daß sie schon öfter benutzt worden sind), nun, das ist schließlich Sache der Gewohnheit. Doch dazu kommen noch die Schlafkameraden und ihre nächtlichen Diskussionen; denn in der Regel handelt es sich um gemeinsame Schlafsäle. Endlich die heimlichen, beißenden Tierchen, die sich trotz strenger Klausur Eingang zu verschaffen wissen.

Von hygienischen Einrichtungen ist nichts oder wenig zu bemerken. Sie zu schaffen bedürfte es einer Energie und Ausdauer, die man dort nicht kennt. Die Wasserhähne müßten, wenn nicht reichlich, so doch zuverlässig Wasser spenden, und wenn das Meer zum Baden einlädt, müßte nicht ausgerechnet ein Mönch dabei stehen. Unweigerlich erinnert der Mönch daran, daß schon so mancher von ihnen von den Haien verschlungen wurde, weil er sich ein Vergnügen leisten wollte, das in den heiligen Ordensregeln nicht vorgesehen ist. Das Beste ist, man paßt sich den Bräuchen dieses östlichen Mönchtums an. Nach einigen Tagen ist es keine Buße mehr, und man hat das stolze Gefühl, die Vorschriften des heiligen Gesetzgebers Basilius zu befolgen. Für den hat ein Mönch schmutzig zu sein und struppiges Haar zu tragen.

Dieses Geschlecht der Mönche, das keine Kinder zeugt und doch nie ausstirbt, ist nicht auf dem Athos entstanden. Es hat seinen Ursprung in der Mitte des 3. Jahrhunderts, als der Ägypter Antonius sich in die Wüste zurückzog, um in der Einsamkeit Gott zu suchen, um mit den Dämonen zu kämpfen und das Gebet und die Askese zu erlernen. Man weiß, wie sein Beispiel im ganzen christlichen Orient ansteckend gewirkt hat. Als im 10. Jahrhundert die ersten Gründungen auf dem Athos vor sich gingen, hatte das Mönchtum also schon eine lange Tradition hinter sich. Wenn man fragt: worauf beruht das tausendjährige Ansehen der Athosmönche, dann lautet die Antwort: auf der Heiligkeit dieser Mönche, auf der Verehrung, die die Häupter der orthodoxen Kirche ihnen bis zum Fall von Byzanz (im Jahre 1453) und darüber hinaus erwiesen haben, und auf der Treue, mit der sie während der fast fünfhundertjährigen Türkenherrschaft an ihrem alten Mönchsideal festgehalten haben. Es ist nicht zuletzt darin begründet, daß sich auf dieser schmalen, 45 Kilometer langen Landzunge sämtliche Formen des klösterlichen

Lebens in ununterbrochener Tradition erhalten haben, dergestalt, daß der Heilige Berg schon früh als das authentische Beispiel der orthodoxen Frömmigkeit erschienen ist. Und als solches steht er auch heute noch da.

Schon vor dem Jahr 963 war der Athos ein wahres Mönchsparadies. Seine Lage im Osten der Halbinsel Chalkidike sicherte ihm fern von den großen Verkehrswegen das Geschenk der Einsamkeit. Die auf ihrer Nordseite üppig gedeihende Vegetation bot den Asketen die Möglichkeit müheloser frugaler Ernährung, und die dichten Wälder erleichterten es ihnen unterzutauchen, um Gott besser zu finden. Gegen Süden fanden sich in den Ausläufern des Gebirges verlockende Höhlen, in denen sich die Vorkämpfer des Absoluten nach Herzenslust der Einsamkeit, den Nachtwachen, dem Fasten und der Kontemplation ergeben konnten. Meist lebten sie jedoch in Hütten, die weit genug auseinanderlagen, um jedem ungestörte Sammlung zu gewährleisten und doch in der Nähe eines bescheidenen Kirchleins einander nahe genug, um den unentbehrlichen Austausch zu ermöglichen. Dieser Typ einer Mönchssiedlung nannte sich eine Laura. Wohl war im Norden, an der Grenze zur Welt hin, ein Kloster mit gemeinsamem Leben gegründet worden; aber seine Bedeutung scheint bei den andern Mönchen nicht unbestritten gewesen zu sein. In der Mitte der Halbinsel, in dem kleinen Dorf Karjés, hatte ein Primas, dem ein Rat beistand, die Oberhoheit inne, von „Regierung“ kann man kaum sprechen; hat doch die Autonomie der einzelnen und der Gruppen im Orient stets zu den monastischen Prinzipien gezählt.

Gegen 958 nun landete ein in jener Gegend völlig unbekannter Mönch auf dem Heiligen Berg. Wie jeder Neuankömmling unterwarf er sich der Leitung eines Alten; doch wurde bald offenkundig, daß der Jüngere seinen Meister überflügelt hatte. Allmählich sickerte durch, daß Athanasios, so lautete der Mönchsname des Neuen, schon lange Mönch war und ihm ein bedeutender Ruf voraufging, außerdem war er mit Nikifóros Fokás, dem bedeutendsten General jener Tage befreundet, der im Jahre 963 Kaiser von Byzanz werden sollte. Von Stund an stand Athanasios bei den Athosmönchen in hohem Ansehen.

Vom Kaiser reichlich mit Gaben bedacht, wählte Athanasios im Süden der Halbinsel am Fuß des gewaltigen Athosberges selbst einen Platz in Meeresnähe, rodete ihn zusammen mit einigen Gefährten und errichtete dort nach einem großzügigen Plan ein Kloster für Mönche mit gemeinschaftlichem Leben, das bald als die Große Lávra berühmt werden sollte. Auf der Lávra herrschte strenger Gehorsam, die Regungen des Individualismus wurden gezügelt und die brüderliche Liebe zur täglichen Übung erhoben. Der Mönch durfte dort nicht mehr nach seinen Einfällen leben. Er hatte sich einer genauen Regel zu unterwerfen, die zudem noch von einem Oberrn jeweils auf sein konkretes Leben angewendet wurde. Diese Lebensweise hatte einst Pachomius in der heroischen Zeit des ägyptischen Mönchtums begründet. Sie fand unter der Bezeichnung „könobitisches Leben“ weite Verbreitung, ohne indes dem eigentlichen Eremitenleben oder eremitenartigen Leben Abbruch

zu tun. Immerhin ging die Gründung des Athanasios auf dem Athos keineswegs ohne Schwierigkeiten vonstatten. Die Heiligen des Berges sahen mit wachsender Besorgnis, wie da mit großen Kosten imposante Bauten errichtet wurden, deren prächtige Fassaden wie eine Verhöhnung ihrer armseligen Hütten wirkten. Sie mußten auch fürchten, daß ein in ihren Augen allzu bequemes Leben junge Menschen mehr anziehen und ihren eigenen Nachwuchs lichten könnte. Die Tradition, die sie von den Wüstenvätern überkommen hatten, war in Gefahr zu verkümmern oder gar unterzugehen. Der ganze Berg geriet in Aufruhr; und da handfester Eifer selten erleuchtet ist, machte man dem großen Athanasios das Leben so unangenehm wie nur möglich. Zwei Mönche gingen in ihrer Liebe zum alten Mönchsideal so weit, daß sie sogar an einen Mordanschlag dachten. Athanasios ließ sich nicht erschüttern. Unbewegt setzte er sein Werk fort. Im übrigen war der Streitfall in Konstantinopel durch den Kaiser und den Patriarchen bereits zu seinen Gunsten entschieden worden: Das Gemeinschaftsleben, das im Jahre 963 auf der Großen Láwra seinen Anfang genommen, hatte Aussicht, den ganzen Athos zu erobern. Tatsächlich sollte die Láwra für ein ganzes Jahrtausend seine Zierde sein, und sie wird es darüber hinaus wohl auch noch bleiben.

In Wirklichkeit blieb das Eremitenleben dennoch in Blüte; nur traten die Klöster mit Gemeinschaftsleben sehr bald in den Vordergrund. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts wurden nicht weniger als 19 Großklöster, denen der Boden gehörte, erbaut; ein 20. kam im 16. Jahrhundert hinzu. Seitdem gibt es auf dem Athos nur diese 20 Großklöster. Die Gesetze des Landes lassen keine weiteren zu. Während seiner Blütezeit wird der Athos an die 15 000 Mönche (Könobiten und Eremiten) gezählt haben. Von ihnen lebten in der Mitte des 11. Jahrhunderts auf der Láwra allein 700. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts zählte das russische Kloster Pandeileimonos 2000 Mönche.

Diese Zahlen sind heute stark zurückgegangen. Die Schätzungen liegen für die Gesamtzahl der Athosmönche zwischen 1200 und 1500. Sie verteilen sich größtenteils, wenn auch in verschiedener Dichte, auf die selbständigen Großklöster, die mit Ausnahme von dreien sämtlich griechisch sind. Ihre Namen lauten:

Láwra	Karakállu
Watopédi	Filothéu
Iwíron	Símonos Pétras
Chilandár (serbisch)	Ajú Páwlu
Dionisíu	Strawronikíta
Kutlumusíu	Xenofóndos
Pandokrátoros	Grigoríu
Xeropotámu	Esfignéu
Sográfu (bulgarisch)	Pandeileimonos (russisch)
Dochiaríu	Konstamonítu.

Die Regierungsform ist, wie man dort sagt, demokratisch, besser sagte man: oligarchisch. In Karjés, der Hauptstadt der Athosrepublik, die innerhalb des griechischen Staates ein autonomes Sonderstatut genießt, ist die Verwaltung einem Kollegium von zwölf Delegierten der Klöster anvertraut, die in einem jeweiligen Turnus vier ihrer Mitglieder mit der Exekutive betrauen. Von diesen vier wieder nimmt einer als Primas eine besondere Ehrenstellung ein. In den Klöstern mit streng gemeinschaftlichem Leben sind die Vollmachten des Vorstehers oder Igumen von einem Rat eingeschränkt, der sie kontrolliert. In andern Klöstern gibt es überhaupt keine Obern: Die Mönche leben in Gruppen getrennt für sich und dürfen Eigentum besitzen. Die Häupter dieser Gruppen, das heißt die vermögendsten (oder die am wenigsten Armen) bilden eine Art Verwaltungsrat, der angeblich keinen Vorsitzenden hat. Diese Klöster, es gibt ihrer neun, darunter die Große Lávra, sind idiorhythmisch. Bei ihnen ist ein solches Maß von Selbstbestimmung in Übung, daß die einzelnen je nach ihrer Geschicklichkeit praktisch ein völlig unabhängiges Leben führen können. Unter ihnen gibt es Mönche, die ganz komfortabel leben. Andere, doch sie sind nicht die Mehrzahl, finden Gelegenheit genug, wie es ihnen beliebt, ein Leben der Buße zu führen. Man begegnet ihnen oft genug. Sie bewohnen allein oder mit ein, zwei Gefährten ein kleines Häuschen mit einem Oratorium. Diese Häuser heißen Zellen (kellia).

Wenn er auf dem Heiligen Berg landet, muß der Pilger zu allererst den Behörden der Mönchsrepublik Karjés das Empfehlungsschreiben des griechischen Außenministeriums vorweisen. Er wird stets freundlich empfangen. Man bietet ihm auf einem Tablett eine Tasse türkischen Kaffee, ein Glas Wasser, ein Gläschen Likör oder einen Löffel Konfitüre an und bittet ihn, weiteren Bescheid abzuwarten. Denn dieser Empfang, der sich übrigens in jedem der Klöster wiederholt, bedeutet in Karjés keineswegs, daß dem Gesuch stattgegeben wird. Vielmehr gibt es jetzt der Sekretär an die Vier vom Exekutivausschuß weiter, von denen jeder ein Viertel des Athosstempels in Verwahr hat. Wenn sie es für gut finden, steuern sie ihre Teile bei und setzen den vollständigen Stempel samt ihren Unterschriften unter den Athos-Paß, der es erlaubt, in der ganzen Republik frei zu zirkulieren. Andernfalls bleibt dem Pilger nichts übrig, als wieder das Schiff zu besteigen.

Ist man erst wieder draußen und schreitet durch die kleinen Gassen, dann fällt einem wohlthuend die außerordentliche Stille auf, die hier herrscht. Es gibt weit und breit keine Frauen und keine Kinder und folglich kein Geschrei. Einzig bärtige Männer mit langem, im Nacken zu einem Wulst gebundenen Haar, auf dem Haupt eine zylindrische Kopfbedeckung, schreiten, in ein langes schwarzes Gewand mit weiten Ärmeln oder einfach in eine Art Soutane von zweifelhafter Sauberkeit, manchmal auch in Lumpen gehüllt, in tiefem Schweigen einher. Dieses Dorf im Tal Karjés mit seinen bunt bemalten Häusern, seinen kleinen Gärten, seinen Fruchtbäumen und Weinreben, mit dem Blick auf den Wald, das Meer und den Berg verdient es wahrhaftig, daß die Muttergottes es zum irdischen Paradies er-

wählte, als sie eines Tages – 900 Jahre vor Athanasios – in einem Hafen des Athos an Land ging. Unversehens fühlt sich der Reisende mitten in den alten christlichen Orient versetzt, und, als sei die Zeit stillgestanden, dringt er in eine Welt der Frömmigkeit und der Legende ein. Bereits in Karjés hat man nicht ver säumt, ihm von dem Wunder zu erzählen, das jenem alten Mönch begegnet ist, der sich vergeblich abmühte, die Melodien des Offiziums zu singen. Mit einem Mal gelang ihm in großartiger Leichtigkeit eine besonders schwierige Partie der betreffenden Liturgie. Was war geschehen? Er hatte einfach gelehrig dem Engel nachgesungen, der ihm jeweils den Ton vorsang.

Tag für Tag, wie ein Mönch, der seinen Rosenkranz mit den endlosen Anrufungen durch die Finger gleiten ließ, zieht der Pilger von einem Kloster zum andern. Sie sehen alle ziemlich gleich aus: ein ummauertes Gebiet und innerhalb, ohne jedes Gefühl für Ordnung oder Symmetrie, Kirchen, Oratorien, Refektore. Rings steigen breite, massige, von Fensterreihen durchbrochene Fronten auf. Auf der Innenseite an vielen Stellen überhängende Balkone, auf denen regungslos irgendein Mönch sitzt, stundenlang schweigend seinen Träumen hingegeben – oder ist es Gebet? All diese willkürlich hingetzten Gebäulichkeiten sind bunt angestrichen: das Katholikon, das ist die Hauptkirche, gemahnt in ihrem lebhaften Rot an das Blut Christi. Andere Bauten leuchten in Blau, in Zinnober, in Gelb, Farben, die das Grün der Kletterpflanzen kontrastreich umrahmt. Auf dem Athos gibt es keine Kreuzgänge, sondern nur Höfe. Die von Watopédi, von der Großen Lávra und Iwíron sind in besonders edlen Linien gehalten.

Den Tag über ist das Leben auf dem Athos schläfrig. Es dient der Erneuerung der Kräfte; denn ein großer Teil der Nacht gehört dem Chorgebet, während dem die Wachsamkeit der psallierenden Mönche gegen den Geist der Finsternis ankämpft. In den Zellen und kleinen Behausungen findet man wenig Bücher. Und wenig zahlreich sind auch die Mönche, die sich um die Schätze ihrer Bibliotheken kümmern. Diese sind übrigens doppelt und dreifach verschlossen, und im entscheidenden Augenblick auch wohl der Schlüssel selbst. Nach dem Urteil der weitaus meisten Mönche nährt die Wissenschaft den Geistesstolz. Sie haben die Welt verlassen und wollen nicht auf dem Umweg über die Wissenschaft zum Geist der Welt zurückkehren. Sich mit ihr abgeben gilt als wertlos und gefährlich. Ihnen genügt es, fromm und tugendhaft zu leben, zu gehorchen und tapfer zu fasten, im rechten Glauben festzustehen und auch einmal ihrem Eigensinn nachzugeben. Aber wenn man mit den Einfältigsten von ihnen umgeht, dann kann es geschehen, daß man von ihren Lippen Worte des Heils vernimmt, die in ihrer Kürze und Prägnanz aus der Weisheit der alten Wüstenväter zu stammen scheinen. Das Hinmerken auf Gott und auf sich selbst, das Bewahren der Seele, Haltungen, die wir modernen Menschen nur schwer wahrzunehmen vermögen, gehören zweifellos, und zwar in den Dienst der Askese gestellt, zu den Wesenszügen der Mönchpsychologie des Athos.

Genau im Süden der Halbinsel liegen rings um eine Kirche zerstreut bescheidene Behausungen. Sie gehen auf die halb-anachoretischen Gruppen zurück, die sich einst so heftig gegen die Gründungen des Athanasios erhoben hatten. Heute herrscht dort Friede. Das sind die Skiti, in denen Arbeit und Askese besonders hart gehandhabt werden. Hoch darüber, in Grotten oder an steilen Felshängen klebenden Hütten, hausen ein paar Einsiedler. In Erwartung ihres letzten Stündleins führen sie ein Leben strenger Kasteiung; man sieht sie ihrem friedvollen Antlitz nicht an, doch hat man sichere Kunde davon. Diese Hesychasten, wie man sie nennt, sind, dem Himmel so nahe wie möglich, gewissermaßen Spezialisten der Askese und der Kontemplation. Sie empfangen den Pilger mit ungeheuchelter Herzlichkeit und ohne die geringste Vorsorge. Der Einsiedler gibt das wenige, das er hat. Und wenn die Speisen durch die Güte, mit der sie gereicht werden, auch nicht sehr viel schmackhafter werden, so weiß der Gast doch, daß jeder Bissen, den er zu sich nimmt, das schon so unmenschliche Fasten des Gastgebers vielleicht auf Tage hinaus noch verschärfen wird. Für sie alle, auf dem Berg und auf den Hügeln, ist der durchkommende Reisende niemand anders als Christus, der Herr, der an ihre Türe klopft. Solcher Glaubensgeist wiegt manche Unwissenheit auf.

In gleicher Einmütigkeit wissen sie alle von den Wundern des Heiligen Berges zu berichten. Jeder Stein, jede Gegend hat ihre Wunder. Watopédi soll nach einem Knaben unter Himbeeren benannt sein. Wurde doch der junge Honorius, bevor er Kaiser ward, nach einem Schiffbruch genau an dieser Stelle unter Himbeeren schlafend gefunden. Honorius lebte gegen Ende des 4. Jahrhunderts, Watopédi dagegen datiert etwa von 985; aber ein Wunder verdient schon, einen solchen Zeitabschnitt zu überbrücken! Símonos Pétras, dessen massige Bauten sich in 300 Meter Höhe steil über dem Meere erheben und noch heute mit seinen reihenweis über dem Abgrund hängenden Balkonen Eindruck macht, hat seinen Namen von seinem Gründer, dem Mönch Simon. Diesem Simon machte es, während der Bau entstand, Freude, von Gerüst zu Gerüst zu turnen und den Maurern ein Gläschen seines Likörs anzubieten. Dabei geschah es einmal, daß er einen Fehltritt tat und 300 Meter tief abstürzte. Er aber erhob sich, ohne Schaden genommen zu haben. Ja, er hatte sogar die Geistesgegenwart, bei dem Sturz sein Tablett hübsch wagrecht zu halten. Kein einziges Tröpfchen des edlen Likörs ward verschüttet! Diese Geschichte wurde mir mit dem ernstesten Gesicht von der Welt erzählt.

Im Kloster Iwíron hat man nicht ganz so viel Phantasie. Dort war es so: Eine Ikone, die, wie man versichert, vom heiligen Evangelisten Lukas gemalt war und im Heiligen Land beim Einfall der „Sarazenen“ in Gefahr der Entweihung geriet, entwischte den Sarazenen im letzten Augenblick, schwamm über das Meer bis zur Ostküste des Athos und fand sich nach weiteren erbaulichen Begebenheiten von selbst an der Klosterpforte ein. Das ist die Portaítissa, die „Hüterin der Pforte“, die man noch heutigen Tags verehrt. In Wirklichkeit datiert der Arabereinfall in Palestina aber um das Jahr 637, während Iwíron erst 300 Jahre später, nämlich

zwischen 980 und 984 entstand. — Die Große Lávra kann natürlich nicht zurückstehen. Das Leben ihres Gründers Athanasios ist wie damals alle Heiligenleben in Orient und Okzident ein einziges Gewebe von Wundertaten. Es will erbauen und kein Geschichtswerk sein. Man kann übrigens ohne große Schwierigkeit den wesentlichen Kern und die geschichtlichen Züge herausheben. Eines Tages also, da seine Mönche ihn im Verlauf einer selbst für Heilige unerträglichen Notzeit im Stich gelassen hatten und er selbst der Mutlosigkeit verfallen war, ließ die Heiligste Jungfrau zu seiner Aufmunterung eine Quelle frischen Wassers hervorsprudeln, und kurz darauf traf, direkt von Konstantinopel, eine ganze Ladung Lebensmittel ein.

Der heilige Paulus, der Stifter des nach ihm benannten Klosters sah sich gezwungen, einem Teufel mit frischen Gerten eine tüchtige Tracht Prügel zu verabreichen; machte der doch Nacht für Nacht die am Vortag vollbrachte Arbeit zu nichts. Damit nicht zufrieden, zwang er ihn, ihm bei der Vollendung der gewaltigen Zitadelle zu helfen, die in eine Spalte der zyklopischen Felstrümmer eingeklemmt ist.

Sográfu bedeutet „Kloster des Malers“; denn eines Tages fand man in herrlicher Vollendung eine Ikone, die der Maler nicht hatte zu Ende malen können: Nach dem einstimmigen Urteil der Kenner hatte allein ein Engel ein solches Wunderwerk schaffen können. Ungefähr überall auf dem Athos sind die Pirateneinfälle der „Sarazenen“ und der „Lateiner“, denen beiden der gleiche Abscheu gilt, mit lauter Wundern abgewehrt worden, So geschah es, ebenfalls in Sográfu: Als die „Lateiner“ oder, wie sie auch heißen, die „Franki“ das Kloster der frommen Bulgaren (übrigens entschiedenen Gegnern der Wiedervereinigung) niederbrennen wollten, wurden sie auf Befehl der Gottesmutter durch himmlisches Feuer vernichtet. Noch heute zeigt man dort eine Grabstätte, die ihre Gebeine enthalten soll. — Wie war es in Chilandár? Genau 1003 Ungläubige bedrohten das Kloster. Doch durch ein Wunder brachten sie sich gegenseitig um: die einen 500 töteten die andern 500 und umgekehrt; nur die restlichen drei überlebten das Gemetzel. Ihnen blieb keine andere Wahl, als ebenfalls Mönche zu werden. Seitdem heißt das Kloster das der Tausend. All diese hübschen Geschichten, gelegentlich mit Varianten bereichert, werden mit einer Selbstverständlichkeit vorgetragen, als gehörte sich das alles so. Sie erinnern an volkstümliche Heldensagen, in denen der Sieg der guten Mächte über die bösen besungen wird. Doch mag dem sein wie ihm will, und so fragwürdig uns diese Wundergeschichten erscheinen mögen, aus ihnen zieht mehr als ein Mönch einen Teil seiner religiösen Nahrung.

Ein weiteres Element des Mönchlebens ist das Chorgebet. Es wird von Sängern und Zelebranten bestritten (die meisten Mönche sind nicht Priester). Das Chorgebet auf dem Athos dauert stets sehr lang. Der Gesang, das soll nicht verschwiegen werden, wird auf eine nicht sehr glücklich wirkende, näselnde Weise ausgeführt, Rhinophonie genannt. Die Liturgie ist immer sehr prunkvoll und feierlich;



aber man hält sie mit der familiären Unbefangenheit, die den Mittelmeervölkern eigen ist, ohne indes an die Virtuosität der italienischen *missa lecta* heranzureichen. Die liturgischen Texte sind von großer Schönheit; sie sind voll theologischer Substanz, besitzen epische Breite und dichterische Kraft. Es ist nicht ganz sicher, ob alle Teilnehmer sie auch verstehen; denn die Mönche, die die Volkssprache sprechen, scheinen nicht immer das literarische Griechisch zu verstehen, besonders das alte. Wohl ist die gesamte Mönchsgemeinde bei den Gottesdiensten zugegen, doch aktiv beteiligt sind keineswegs alle. Eines Nachts lud mich in der *Lávra* ein Mönch von sehr hohem Rang ein, mit ihm, während die Sänger sich heiser schriegen, bei Mondschein einen kleinen Spaziergang zu unternehmen. Ich bot ihm eine Zigarette an, er mir Weintrauben. Um die Wahrheit zu sagen: dieser besonders feierliche Gottesdienst dauerte ununterbrochen 12 Stunden! Zweifellos ermüden derartige Bravourstücke mehr als sie erbauen. Andererseits ist ebenfalls wahr, daß die Gewöhnung einen besonderen Geisteszustand schafft, der, selbst wenn er zur Routine wird, doch nicht aller Frömmigkeit bar ist.

Die Verehrung der heiligen Bilder trägt ihrerseits dazu bei, diesen Geisteszustand zu fördern. Bekanntlich untersagten vom ersten Viertel des 8. Jahrhunderts bis zur Mitte des 9. mehrere Kaiser, und durchaus nicht nur unfrome, den Bilderkult, in dessen Handhabung sich Mißbräuche eingeschlichen hatten. Es kam zu einer Verfolgung, bei der die Mönche, ohne je zu wanken und zu weichen, die ruhmvollsten Martyrer stellten. Im Jahre 843 wurde nach einer Klärung und Läuterung ihres Wesens, die Verehrung der Bilder von neuem zugelassen. Dieses Ereignis, das noch heute begangen wird, heißt seitdem das Fest der Rechtgläubigkeit. Es ist nicht weiter verwunderlich, wenn in diesem Milieu, in dem die Tradition alles ist, die heiligen Bilder, deren Triumph den Mönchen so viel Opfer gekostet hat, mehr als anderswo Gegenstand einer ganz besonderen Verehrung sind.

Im Abendland wurden die Bildwerke – sei es Bilder oder Statuen – als Armenbibel betrachtet, in der die Ungebildeten die Heilige Geschichte lesen konnten. Auch im christlichen Orient ist diese Funktion der Bilder geläufig; aber hier kommt ein besonderes Element der Heiligkeit hinzu. Bevor sich der Künstler an die Arbeit macht, muß er beten und fasten. Oft mischt er seinen Farben den Staub von Reliquien bei, wieder ein Element der Heiligkeit; dergestalt, daß im christlichen Orient eine Ikone mehr ist als eine bloße Erinnerung an den Dargestellten oder ein Ereignis, nämlich Hinweis auf ein Urbild, auf das hin das Bild transparent ist. Das gilt von den tragbaren Ikonen und ebenso, wenn man auch weniger daran denkt, von den Wandmalereien. Vor den tragbaren Ikonen, die den Gläubigen erreichbar sind, wirft man sich nieder, entblößt man das Haupt, bringt man, so oft sich eine Gelegenheit ergibt, einen Kuß an; und sie ergibt sich oft; denn Ikonen gibt es auf dem Athos überall.

Es wimmelt von Kirchen auf dem Athos. Jedes Kloster hat ihrer eine ganze Reihe. So zählte das russische Großkloster *Pandeleïmonos*, eine wahre Kaserne,

zu Beginn des 20. Jahrhunderts nicht weniger als 25 Kirchen. Die Hauptkirche, das Katholikon, das sich von den Kirchen geringeren Grades, den Parekklesiai und einfachen Oratorien unterscheidet, ist nach dem verbreitetsten Modell der byzantinischen Überlieferung erbaut: Eine Hauptkuppel, oft von Nebenkuppeln flankiert, beherrscht den Bau, der die Form eines griechischen Kreuzes besitzt. Nach Osten wölben sich drei Apsiden heraus, die die Lage des Altarraums und der beiden Seitenkapellen erkenntlich machen: des Diakonikon und der Prothesis, die in der Liturgie eine Rolle spielen. Der Nord- und Südarm des Kreuzes ist je etwas verlängert, um einen Mönchchor aufnehmen zu können. Man tritt durch zwei im Westen gelegene Vorhallen, die einander vorgelagert sind, ins Katholikon ein: Die äußere Vorhalle (oder Narthex) führt in die innere, von wo aus der Besucher die eigentliche Kirche betritt.

Gleich vom ersten Narthex an ist man von der Fülle der heiligen Bilder, meist Fresken, beeindruckt. Im Innern des Kirchenraumes sind sämtliche Flächen bemalt, und, als ob das noch nicht genügte, ist die Ikonostase (die Bilderwand, die den Altarraum vom übrigen Kirchenraum trennt) stets mit vielen Ikonen bedeckt. Wenn folglich der Gläubige diese Stätten betritt, dann hat er nicht nur die Welt hinter sich gelassen, sondern er findet sich inmitten all der Heiligen. Diese Heiligen sind an den Wänden nach einem Kanon verteilt, der zwar nicht absolut unveränderlich ist, aber in der Regel doch einer ganz bestimmten ikonographischen Überlieferung folgt. In Manneshöhe sind, wenn man so sagen darf, die „gewöhnlichen“ Heiligen dargestellt: Mönche, Martyrer, Soldaten leisten hier dem Pilger Gesellschaft. In der Tiefe der Kuppel thront die strenge Gestalt des Allmächtigen (des Pantokrator), der die Propheten, die Evangelisten und Apostel zu seinen Füßen überwacht. Über dem Altar ist der Bereich der Allerseligsten Jungfrau, die von eucharistischen Szenen umgeben dargestellt wird. Je nach dem zur Verfügung stehenden Raum folgen den Wänden entlang historische oder apokryphe Begebenheiten aus dem Leben des Herrn und seiner Mutter. Der Tod Mariens ist dabei auf dem Athos stets mit besonderer Hingabe gestaltet.

Die Malereien sind nicht gleichwertig. Die Plünderungen durch die Türken und Lateiner, die unglücklichen Restaurierungen im 18. und 19. Jahrhundert, die Feuersbrünste, diese Geißel des Athos, die Nachlässigkeit und Unwissenheit der frommen Mönche, das alles ist an den Bildwerken nicht spurlos vorübergegangen. Iwíron wurde im 13. Jahrhundert von den Lateinern zweimal zerstört; es wurde im 16. Jahrhundert wieder aufgebaut und 1865 in Brand gesteckt. Seine Hauptkirche aus dem 11. Jahrhundert wurde im 16. und 19. Jahrhundert restauriert. Stawronikíta ist viermal vom Feuer zerstört worden, allein dreimal in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Ähnliches gilt von den meisten Athosklöstern. Es gibt also durchaus ernst zu nehmende Gründe, nicht alles auf dem Athos wie auf Befehl zu bewundern.

Mosaiken finden sich selten. Watopédi mit seiner Hauptkirche aus dem elften

Jahrhundert darf mit Recht auf seine Verkündigung und seine Deïsis (Maria zwischen Christus und Johannes dem Täufer) stolz sein; aber das ist auch, wenn man eine Anzahl tragbarer Mosaïke hinzunimmt, ungefähr alles, was man in dieser Technik auf dem Athos an Bedeutendem findet. Dagegen gehen zahlreiche Fresken auf bedeutende Meister zurück.

Das Katholikon von Karjés verdient es, ausgiebiger behandelt zu werden. Athanasios soll ihm im 9. Jahrhundert seine heutigen Ausmaße gegeben haben, und es soll im 13. Jahrhundert von den Anhängern der kirchlichen Wiedervereinigung in Brand gesteckt worden sein. Es ist die einzige Kirche auf dem Athos, die als klassische dreischiffige Basilika erbaut worden ist. Von außen ein schlichter, fast rustikaler Bau, birgt sie in ihrem Innern die wertvollsten Fresken, die es auf dem Heiligen Berg gibt.

Ihr Schöpfer Panselinos aus Thessalonich ist eine geheimnisumwobene Gestalt; aber sein Werk hat ihn zum Meister der sogenannten mazedonischen Schule gemacht, zu einem byzantinischen Giotto. Charles Diehl läßt ihn im 16. Jahrhundert leben. Dagegen hat kürzlich ein anderer Gelehrter, Xyngopoulos, geglaubt, ihn, wie es auch die Tradition tut, mit guten Gründen dem 14. Jahrhundert zuzuweisen zu können. Der Meister hat seine Fresken auf den großen, sich aus der basilikalischen Anlage ergebenden Wandflächen in langen horizontalen Streifen angebracht. Der Tradition entsprechend hat er in der unteren Reihe die Heiligen der Erde, in der oberen die Ahnen Christi und in den zwischen beiden liegenden Flächen die Evangelisten und die Hauptbegebenheiten aus dem Leben des Herrn und seiner Mutter dargestellt. Die Gemälde sind rahmenlos und greifen stellenweise nach Art eines fortlaufenden Frieses ineinander über, ähnlich wie die Illustrationen auf manchen Handschriften. Panselinos ist Realist; aber sein naturnaher Realismus ist stets durch das Spürbarwerden eines inneren Lebens gemildert und wie verwandelt. So sind, um ein einfaches Beispiel zu bringen, die ausgemergelten, bärtigen Gestalten seiner Asketen alle augenscheinlich kontemplative. Auch die Kirchen von Watopédi und Chilandár sind von mazedonischen Malern ausgeschmückt.

Später wurden zahlreiche Kirchen auf dem Heiligen Berg von Künstlern der sogenannten kretischen Schule ausgemalt. Die Meister dieser Schule, die dem 16. Jahrhundert angehört, haben unter besonderen geschichtlichen Verhältnissen gearbeitet. Während Mazedonien seit 1430 unter türkischer Besatzung stand, blieb Kreta, das damals zum venezianischen Herrschaftsbereich gehörte, von der Osmanenherrschaft bis zum Jahre 1669 verschont. So stand Kreta während zweier Jahrhunderte im Austausch mit dem Abendland und erfuhr von dorthier auch künstlerische Einflüsse, zumal von der italienischen Renaissance. Da es andererseits von den großen Zentren der Orthodoxie abgeschnitten war, fühlte es sich um so mehr verpflichtet, dem angestammten orthodoxen Glauben, den Traditionen und der Ikonographie der Ostkirche treu zu bleiben. Die tragbaren Ikonen, ein Kunstzweig, den die Kreter ganz besonders pflegten, fanden den Weg von der einen

Zone in die andere und mit ihnen die Künstler. Nun waren aber gerade slawische und rumänische Mäzene an den Athosklöstern interessiert. So gingen denn kretische Künstler ins Land der unterjochten Orthodoxie, um dort zu malen. Sie trugen dorthin ihre Glaubenstreue und ihren persönlichen Stil. Der Malermönch Theophanos arbeitete in den Meteor-Klöstern Thessaliens, aber auch in den Athosklöstern Stawronikíta, Xenofóndos und vor allem am Katholikon der Großen Lávra. Der Maler Zorzi malte Dionisíu und Frangos Catellanos die Sankt-Nikolaus-Kapelle der Lávra aus. Dochiaríu, noch einmal Xenofóndos, Kutlumusíu, Filothéu, Ajíu Páwlu nahmen nacheinander kretische Maler auf, so daß der Geschichtsschreiber dieser Epoche Chatzidakis von der „kretisch-athonitischen Kunst“ sprechen konnte.

Es scheint, daß die großangelegten Kompositionen des Refektors der Lávra von der Hand Frangos Catellanos stammen. Das Refektor ist in den Klöstern ein offizieller Raum des Konvents und bedingt als solcher ein Zeremoniell. Zwar wird auf der Lávra das Refektor nur einmal im Jahr benutzt; dennoch lohnt es sich, es ausmalen zu lassen, können sich doch in seinen weiten Mauern 800 Mönche an den kleinen, ganz abgegriffenen, am Boden festgemauerten Marmortischen niederlassen. Die hohen Wände sind über und über mit Fresken bedeckt: ein Jüngstes Gericht unter Vorsitz unseres Herrn, ein Dante würdiges Inferno mit ausgesuchten Qualen, die selige Ruhe der Erwählten, die in kontemplativer Haltung dargestellt sind; eine Paradiesesleiter, an der Mönche emporsteigen, die Christus, der Herr, aufnimmt, während andere von den Dämonen weggeschnappt werden; 24 Bilder preisen in Anlehnung an eine berühmte Hymne die Seligste Jungfrau; es folgen in langen Reihen: Martyrer und Asketen, diese andere Art von Martyrern (von den Asketen Ägyptens bis zu denen des Athos); eucharistische Motive in der Apsis, wo der Ehrentisch an die Stelle des Altars getreten ist. Alles ist dazu angetan, um diesem Riesensaal den Charakter einer Kirche zu geben. Ein anderes Refektor, das des Klosters Dionisíu, das kretische Maler zwischen 1547 und 1603 ausgemalt haben, ist wegen seiner Darstellungen aus der Offenbarung berühmt. Sie könnten einen um den Appetit bringen. Aber sie reichen nicht an das Majestätische der Fresken im Refektor der Lávra heran.

Die kretische Kunst unterscheidet sich von der mazedonischen durch ihren milderen Farbton, durch die plastische Behandlung von Antlitz und Körperform, durch ihre Eleganz und ein mystisches Element, Züge, die offenbar italienischen Einfluß verraten. Auch die Technik der tragbaren Ikone hat ihre Spuren hinterlassen. Denn selbst an den Wänden geben die kretischen Maler ihren Bildern gern einen Rahmen, wie sie es von ihren kleinformatigen Bildern her gewohnt sind. Zuweilen, bei besonders ausgefeilten Werken, nähert sich ihre Kunst einem gewissen Akademismus.

So ist Byzanz auch unter ottomanischer Herrschaft auf dem Athos lebendig geblieben. Ja der Heilige Berg wurde trotz einer gewissen von den Türken geförder-

ten geistigen Lähmung ein Hauptbewahrer ostkirchlicher Frömmigkeit, ihrer Traditionen und Ikonen. Zwar fehlte es an starken Künstlerpersönlichkeiten. Dennoch konnten sich die künstlerischen Traditionen bis zur Befreiung vom ottomanischen Joch zu Beginn des 20. Jahrhunderts schlecht und recht hindurchretten. Der Athos hat die Revolution der abendländischen Renaissance nicht erlebt. So stellt er nach Chatzidakis einen in der modernen Kunstgeschichte einzigartigen Fall dar, nämlich das Überleben des Mittelalters mitten in unserer Zeit. Wohl verschließt sich der Athos nicht jedem Einfluß, der von außen kommt; aber er bleibt seinem eigenen Gesetz treu. So hat er die byzantinische Kunst, die in Ravenna und Thessalonich und im 6. Jahrhundert in Konstantinopel mit den großen Unternehmungen des Justinian ihren Anfang nahm, um ein neues Kapitel bereichert.

Als Athanasios im Jahre 1004 unter den Trümmern seiner eigenen einstürzenden Kirche in der Lávra stirbt, ist die Zukunft des Athos festgelegt. Im Lauf der Geschichte sollte er genug der äußeren Prüfungen erfahren. Auch im Innern hat der Heilige Berg seine Probleme. Hier wie auch anderswo erreichen nicht alle Mönche die Heiligkeit, nach der sie streben. Es wäre in der Tat naiv, sich vorzustellen, man brauche nur in diesem „Garten der Gottesmutter“ zu leben, um munter auf der Leiter der Vollkommenheit emporzusteigen, ohne eine einzige Sprosse zu verfehlen. Die Athosmönche schauen nicht ohne Sorgen in die Zukunft. Es fehlt an Nachwuchs; aber sie sind nicht gewillt, der Versuchung nachzugeben und ihre Pforten Einflüssen zu öffnen, die ihre Bräuche umstoßen könnten. Mag dem sein, wie ihm will: in den Augen der Orthodoxie bleibt der Athos heute wie gestern der Berg der Heiligen.

## Außerökonomische Faktoren der wirtschaftlichen Entwicklung

Oswald v. Nell-Breuning S.J.

In Berlin<sup>1</sup> kann man es nicht nur sehen, sondern geradezu mit Händen greifen, wie außerökonomische Faktoren die wirtschaftliche Entwicklung bestimmen: die Zweiteilung der Stadt, die Mauer, ist kein *Oeconomicum*, sondern ein *Politicum*, politischer Wahnsinn, aber für die wirtschaftliche Entwicklung beider Teile Berlins von einschneidender Bedeutung: selbst ein Blinder muß den Unterschied zwischen West- und Ost-Berlin sehen. Etwas Ähnliches gilt von der „Zone“ und der Bun-

---

<sup>1</sup> Vortrag an der Funk-Universität des RIAS: darum Anspielung auf Berlin.